

Festvortrag
Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger,
Exzellenzcluster Religion und Politik, WWU Münster

Es gilt das gesprochene Wort

Die Rathäuser von Münster und Osnabrück als Kulturerbe
Vortrag anlässlich der Verleihung des Kulturerbe-Siegels
Barbara Stollberg-Rilinger

Es ist jetzt schon mehr als einmal gesagt worden: Wir feiern heute (*Anmerkung 15. Mai 2015*), dass die Rathäuser der beiden Städte, Münster und Osnabrück, das Siegel „europäisches Kulturerbe“ verliehen bekommen haben.

Aber was heißt das eigentlich, „Kulturerbe“? Fast alles um uns herum ist ja eigentlich kulturelles Erbe; alles, was wir um uns herum vorfinden, was schon vor uns da war, was uns überliefert ist, alles, was wir nicht selbst neu geschaffen haben. All das prägt normalerweise unser Alltagsleben, ohne dass wir es wirklich merken und uns bewusst machen. Doch das kulturelle Erbe wertzuschätzen, zu pflegen und in Erinnerung zu halten ist keineswegs selbstverständlich. Damit etwas im engeren, emphatischen Sinne zum „Kulturerbe“ wird, muss man es vielmehr seinerseits „kultivieren“: Man muss es hegen und pflegen, ihm besondere Aufmerksamkeit schenken, es aus seiner Umgebung herausheben und kennzeichnen, man muss Geschichten darüber erzählen und dafür sorgen, dass auch in Zukunft noch davon erzählt wird.

Wenn man das tut, so wie es hier heute mit diesem Rathaus geschieht, dann natürlich nicht ohne Grund. Der Grund, warum man die beiden Rathäuser in Münster und Osnabrück als „Kulturerbe“ auszeichnet, ist der, dass es sich um erstrangige europäische Erinnerungsorte handelt. Das heißt, es sind Stätten, die als Symbole für etwas stehen, das kollektiv in Erinnerung gehalten werden soll, und zwar von allen Europäern. Hier also: der Westfälische Friedensschluss. Er verkörpert sich sozusagen in diesen beiden Rathäusern.

Dass eine Stätte einen solchen Symbolwert entwickelt, muss gar nicht so besonders viel mit den exakten historischen Tatsachen zu tun haben. Das, was man gemeinhin unter dem Westfälischen Frieden versteht – die Verträge nämlich, die den Dreißigjährigen Krieg zwischen dem Römisch-deutschen Reich, Frankreich und Schweden beendet haben – wurde

(anders als der spanisch-niederländische Frieden) *nicht* im Friedenssaal des Münsteraner Rathauses geschlossen. Hier gab es weder einen kollektiven Friedensschwur der vielen Gesandten, deren Porträts heute hier an der Wand hängen, noch saßen hier alle Gesandten gemeinsam um einen Tisch herum, um den Münsteraner Friedensvertrag zu unterzeichnen, und erst recht nicht gab es hier damals ein gemeinsames Friedensmahl, so wie wir es heute hier feiern. Das war alles viel komplizierter.

Aber darum geht es gar nicht. Unser Rathaus ist trotzdem ein Erinnerungsort. Sein Symbolcharakter hängt nämlich gar nicht so sehr davon ab, was sich hier wirklich einmal vor langer Zeit ereignet hat, sondern davon, was man damit später gedanklich verbindet, zu welchen Reflexionen es Anlass gibt, aber auch, welche Emotionen es weckt. Man braucht solche konkret erfahrbaren materiellen Symbole, um das lebendig zu erhalten, was sie repräsentieren und worauf sie verweisen, nämlich bestimmte gemeinsame Werte, Hoffnungen oder Ideale.

Mit anderen Worten: *Erinnerungsorte* sind *Erinnerungsaufträge*. Wenn die Europäische Kommission ein solches Kulturerbesiegel verleiht, dann tut sie es nicht, um die Münsteraner Tourismusindustrie zu stärken, auch wenn das eine erfreuliche Begleiterscheinung sein mag. Sie tut es vielmehr, weil sie damit einen politischen Erinnerungsauftrag verbindet, den Auftrag, sich stets aufs Neue mit dem auseinanderzusetzen, wofür ein solches Symbol steht, und es sich immer aufs Neue selbst anzueignen.

Der Westfälische Friedensschluss als solcher enthält nämlich noch keine unmittelbare politische Botschaft – es hängt davon ab, aus welcher Perspektive man sich ihm jeweils zuwendet. Und das war zu verschiedenen Zeiten durchaus verschieden. Früher diente das Gedenken an den Westfälischen Frieden ganz anderen politischen Zielen als heute. Lange Zeit, als nämlich Frankreich noch als der Erbfeind der Deutschen galt und nationalstaatliche Macht und Größe die höchsten Werte darstellten, erschien der Westfälische Frieden als nationale Schande. Man erinnerte an ihn, nicht um ihn als Überwindung von Krieg und religiöser Polarisierung zu feiern, sondern um ihn als abschreckendes Exempel vor Augen zu führen, weil er die politische Zersplitterung Deutschlands besiegelt und das Reich seinem Erbfeind hilflos ausgeliefert habe.

Heute sehen wir das naheliegender Weise anders. Wenn unsere beiden Rathäuser heute als europäisches Kulturerbe mit einem Erinnerungsauftrag verbunden werden, dann sollten wir

uns aufgefordert fühlen, uns aufs Neue mit der Geschichte dieses Friedensschluss auseinanderzusetzen. Man kann aus der Geschichte zwar nicht unmittelbar lernen, aber doch den Horizont zur Beurteilung gegenwärtiger Probleme erweitern. Wenn man sich heute den Westfälischen Friedensverhandlungen zuwendet, fallen einem andere Aspekte ins Auge als vor fünfzig oder hundert Jahren, andere Parallelen drängen sich auf.

In den Krieg, um dessen Beendigung es damals ging, waren fast alle europäischen Mächte mehr oder weniger tief verstrickt. Es handelte sich nicht um einen, sondern um mehrere miteinander verknüpfte Konflikte. Entzündet hatten sie sich an einer konfessionellen Polarisierung, die sich aber keineswegs auf religiöse Motive reduzieren lässt. Vielmehr ging es immer zugleich um politische Macht und die Regeln der Herrschaftsteilhabe. Doch in dem grundsätzlichen politischen Verfassungskonflikt im Römisch-deutschen Reich und darüber hinaus standen sich zugleich zwei erbittert verfeindete konfessionelle Lager gegenüber, deren Oberhäuptern es *auch* um nichts Geringeres als um die Glaubenswahrheit und das ewige Seelenheil ihrer Untertanen ging. Das verschärfte die Konfliktlage und machte sie erheblich schwerer lösbar. Religiös aufgeladene Konflikte haben zwar selten allein religiöse Ursachen. Doch die religiöse Aufladung führt dazu, dass sie erbitterter und unversöhnlicher ausgetragen werden. Wer sich im Besitz des wahren Glaubens fühlt, schließt keine Kompromisse. Das steht uns heute wieder sehr deutlich vor Augen.

Neben dem Streit um die politische Verfassung im Reich und dem Streit zwischen den konfessionellen Lagern war der Krieg, den es in Münster und Osnabrück zu beenden galt, vor allem auch ein machtpolitischer Stellvertreterkrieg, den auswärtige Mächte auf deutschem Boden austrugen. Als die deutschen Fürsten sich längst untereinander und mit dem Kaiser auf einen verfassungspolitischen Kompromiss geeinigt hatten, ging der Krieg noch dreizehn Jahre weiter, ja er entfaltete überhaupt danach erst seine verheerendste Wirkung. Die auswärtigen Geister, die die Konfliktparteien gerufen hatten, wurden sie nicht so schnell wieder los. Auch das kommt uns heute wieder ziemlich bekannt vor.

Dass der Krieg sich so lange hinzog, hing auch von der Art und Weise der Kriegführung ab. Ähnlich wie wir es heute auch wieder erleben, waren die kriegführenden Akteure keine „Staaten“. Es gab noch gar keine regelmäßigen festen Steuern und keine staatliche

Militärorganisation. Die Heere waren nicht zentral finanziert, trainiert, ausgerüstet und gepflegt. Die fürstlichen Kriegsherren beauftragten vielmehr ‚private‘ Kriegsunternehmer, die auf eigene Kosten Truppen aufstellten, weil sie sich vom Krieg Gewinn versprachen. Sie warben Kommandeure und diese wiederum einfache Söldner an, meist Männer, die in der Landwirtschaft keinen Lebensunterhalt mehr fanden. Das heißt: Alle wollten vom Krieg leben. Der Krieg musste sich lohnen. Deshalb waren große Feldschlachten die Ausnahme; die riesigen Heere wälzten sich vielmehr durch das Land und plünderten es aus. Solange die „Warlords“ sich gut vom Krieg ernährten, hatten sie gar kein Interesse daran, ihn zu beenden. Auch hier drängen sich heute wieder Parallelen auf.

So komplex und scheinbar endlos wie der Krieg waren aber auch die Friedensverhandlungen selbst. Dass sie überhaupt zum Abschluss kamen, betrachteten die Beteiligten selbst als Wunder. Von den immensen Schwierigkeiten dieser Verhandlungen, also von dem, was sie damals hier abspielte, möchte ich Ihnen gern ein Bild verschaffen.

Fünf Jahre lang waren Münster und Osnabrück die Bühne, auf die alle Augen in Europa gerichtet waren. Die Aufgabe, die sich hier stellte, war ohne Beispiel. Denn einen allgemeinen Frieden, eine *pax universalis*, konnte es nur geben, wenn *alle* Beteiligten zu einem Ausgleich kamen. Es mussten sich also alle zu einem großen Gesamtkongress zusammenfinden. Das allerdings stellte eine ungeheure Herausforderung dar. Für einen solchen Kongress gab es überhaupt keine Verfahrensvorbilder. Das gesamte Prozedere musste erst nach und nach vorsichtig austariert werden, und es taten sich ständig neue Probleme auf. Das begann schon bei der Frage, wo man sich treffen sollte, und hörte bei der Frage, wer überhaupt teilnehmen durfte, noch lange nicht auf.

Erschwerend kam hinzu: Während der ganzen Zeit schloss man nie einen Waffenstillstand. Vielmehr versuchten die Kriegsparteien die ganze Zeit, ihre jeweiligen Positionen durch militärische Erfolge zu verbessern. Während der langen Jahre des Verhandels, das 1643 allmählich langsam anlief, ging der Krieg also gleichzeitig ständig weiter, und Erfolge am Verhandlungstisch drohten jederzeit auf dem Schlachtfeld wieder zunichte gemacht zu werden.

Das Verhandeln selbst wurde auch dadurch erschwert, dass es an zwei Orten stattfand: mit den protestantischen Mächten verhandelten die Kaiserlichen bekanntlich in Osnabrück, mit den katholischen Mächten hier in Münster. Der päpstliche Nuntius, der als Vermittler

auftrat, lehnte es aber ab, mit den protestantischen „Ketzern“ überhaupt in Kontakt zu treten; einen gültigen Friedensvertrag konnte es mit ihnen nach päpstlichem Verständnis gar nicht geben. Andererseits waren die Verhandlungen beider Orte in der Sache aber voneinander abhängig. Alle Informationen mussten also stets durch reitende Boten hin- und hergetragen werden.

Alle Gesandtschaften mussten außerdem ständig schriftlich Kontakt zu ihren jeweiligen Herren zu Hause halten, denn Kaiser, Könige und Fürsten kamen nie in Person nach Westfalen. Sie statteten die Gesandten aber meist auch nicht mit der nötigen Vollgewalt aus, die sie eigentlich brauchten, um unter schnell wechselnden Bedingungen effizient und zügig zu verhandeln. Viele Fürsten misstrauten ihren Gesandten und behielten sich die Entscheidungshoheit selbst vor, was angesichts der damaligen Verkehrsgeschwindigkeit das Entscheiden wiederum extrem behinderte.

Andererseits sollten die Gesandten in ihrem öffentlichen Auftreten auf Schritt und Tritt die Hoheit, den Rang und die Ehre ihres Herrn repräsentieren. Denn Münster und Osnabrück waren während des Kongresses die zentrale Bühne Europas, auf der alle Potentaten, die zukünftig politisch mitspielen wollten, ihren Status demonstrieren mussten. Für sie ging es nie nur um den Frieden, sondern immer *auch* um Rang und Ehre ihres Hauses. Das aber machte es notwendig, auf die Wahrung feinsten zeremonieller Details den größten Wert zu legen. Die ständige wechselseitige Angst vor zeremoniellem Gesichtsverlust erwies sich als das Haupthindernis zügigen und effizienten Verhandeln. Denn da die Hierarchie unter den Potentaten in Europa durchweg umstritten war, mussten die Gesandten möglichst vermeiden, überhaupt in der Öffentlichkeit zusammen aufzutreten, wenn sie keinen Rangkonflikt riskieren wollten.

Der Kongress bestand daher nur zu einem verschwindend geringen Teil aus förmlichen, direkten Treffen. Die kaiserlichen Gesandten trafen mit den französischen in Münster öffentlich insgesamt nur dreimal an einem gemeinsamen Verhandlungstisch zusammen, und zwar jedes Mal erst zur Unterzeichnung fertiger Abschlussdokumente, obwohl sie sich insgesamt fünf Jahre an demselben Ort aufgehalten hatten. Ansonsten spielte sich das Verhandeln in Münster allein über Schriftstücke ab, die von Vermittlern überbracht wurden. Diese Vermittler waren allerdings keine Schiedsrichter; sie machten offiziell auch keine eigenen inhaltlichen Vorschläge. Schon gar nicht hatten sie irgendeine Entscheidungsmacht, der sich die Verhandlungsparteien etwa vorab unterworfen hätten. Der Gesandte von Venedig, Alvise Contarini, der über die Konfessionsgrenzen hinweg zwischen Osnabrück und Münster vermitteln sollte, ging es dabei vor allem um den höheren Ruhm seiner

Heimatrepublik; er verwickelte sich deshalb noch mehr als alle anderen in Zeremonialkonflikte, mit den entsprechenden Folgen für die Effizienz seiner Vermittlungstätigkeit.

Man muss sich das förmliche Verhandeln so vorstellen, dass die eine Gesandtschaft einen Vorschlag zu Papier brachte und ihn dem Vermittler übergab, dieser wiederum übergab ihn der Gegenseite, die wiederum über den Vermittler schriftlich antwortete. Sie können sich denken, wie langwierig sich das gestaltete – zumal es ja eine Überfülle an strittigen Einzelfragen gab und außerdem nie nur zwei Parteien im Spiel waren, sondern immer auch die Interessen Dritter und Vierter betroffen waren. Doch bei alledem galt stets, dass die Ehre der Fürsten im Zweifelsfall mehr zählte als die Beendigung des Krieges.

Aus diesen wenigen Hinweisen mögen Sie sich ein ungefähres Bild davon machen, wie es hier während der Jahre 1643 bis 1648 zugeht und welches ungeheure Ausmaß an Zeit, Geduld und auch an Geld aufgewendet werden musste, um überhaupt zu Ergebnissen zu kommen. Wenn man alle diese Umstände bedenkt, dann war es am Ende tatsächlich ein „Weltwunder“, wie Contarini schrieb, dass am 24. Oktober 1648 reihum die Friedensverträge unterzeichnet waren und daraufhin tatsächlich fast überall die Waffen niedergelegt wurden. Es dauerte dann zwar noch einmal zwei Jahre und einen weiteren Kongress, diesmal nicht in Westfalen, sondern in Nürnberg, bis alle Details der Truppenabzüge und Entschädigungen geklärt waren. Doch dann konnte tatsächlich das große rituelle Friedensmahl stattfinden, dann konnten sich erstmals alle Gesandten gemeinsam an einen Tisch setzen und feiern, so wie wir das heute auch tun.

Der Kongress hier in Münster und in Osnabrück war damals in vieler Hinsicht beispiellos – was die Komplexität der Probleme, die Tragweite der Regelungen und die gesamteuropäische Dimension des Geschehens angeht.

Das Vertragswerk bescherte Europa zwar keinen dauerhaften und allseitigen Frieden, aber es beendete immerhin den verheerendsten Krieg, den es bis dahin in Deutschland je geben hatte.

Der Westfälische Frieden schuf zwar auch noch nicht das moderne System souveräner, d.h. gleicher und unabhängiger Staaten. Aber hier wurden doch wesentliche Grundsteine für das gelegt, was dann die Völkerrechtslehrer im 18. Jh. als neues Normensystem formulierten. Der Frieden beseitigte auch keineswegs jedweden Konfessionsstreit im Reich und machte aus den Ländern keine säkularen Staaten. Aber er schuf doch ein rechtliches Regelwerk,

wonach die Landesobrigkeiten ihre andersgläubigen Untertanen wohl oder übel tolerieren mussten. Und strenge Paritätsregeln legten fest, dass im Reich die eine Konfession die andere nicht mehr dominieren konnte.

Der Westfälische Friedensschluss ist in meinen Augen nicht zuletzt deshalb erinnerenswert und seine Schauplätze verdienen das Etikett „Kulturerbe“, weil er unter so extrem widrigen Umständen überhaupt zustande kam.

Insgesamt liefen die Westfälischen Friedensverhandlungen eben nicht zielstrebig auf Frieden, Toleranz und Gleichberechtigung der Staaten zu. Der Frieden hatte für viele Beteiligte keineswegs die höchste Priorität, und die Verpflichtung zu religiöser Toleranz wurde nur zähneknirschend akzeptiert. Die meiste Zeit ging es umständlich, obstruktiv, standesbewusst, konfessionell borniert und nicht selten auch intrigant zu. Gerade angesichts dessen ist das Ergebnis erstaunlich.

Und deshalb hat es einen guten Sinn, die beiden Städte, wo dieses Ergebnis zustande gebracht wurde, gerade heute als europäische Erinnerungsorte besonders zu pflegen. Für mich sind sie vor allem Symbole für die Überwindung scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten, für die Beilegung hoffnungslos verfahrenener Konflikte und für die Herstellung von Frieden unter extrem ungünstigen Bedingungen. Gerade heute, wo das friedliche Nebeneinander von Menschen verschiedener Religionen nicht mehr selbstverständlich ist und auch die Kriege denen des 17. Jahrhunderts wieder ähnlicher zu werden scheinen, hat man solche Symbole des Optimismus dringend nötig.